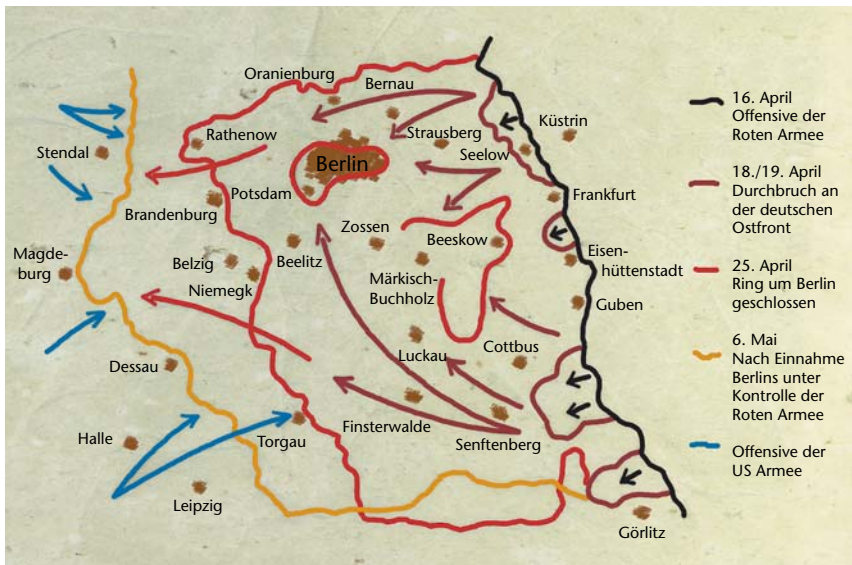


Das doppelte Senftenberg

In Stralsund erhielten wir einen Marschbefehl nach Senftenberg zur Neuaufstellung der Batterie und nachfolgendem Einsatz. Senftenberg kannte ich gut, denn wir hatten den Ort von Klingmühl aus oft besucht. Es kam dann aber alles anders, als ich es im ersten Moment dachte. Zum Glück, denn wären wir tatsächlich in der Lausitz eingesetzt worden, wären wir in eine verlustreiche Schlacht gekommen, der man noch heute auf dem Soldatenfriedhof von Halbe gedenkt.

Unsere Batterie bestand noch aus etwa 25 Männern unter Führung eines aus Österreich stammenden Leutnants Lilek. Es gab einen Sammelmarschbefehl, den der Leutnant bei sich trug. Außerdem hatte jeder Soldat noch seinen eigenen Befehl, für den Fall, dass die Truppe unterwegs auseinander gerissen wurde. Mit der Bahn ging es nun nach Süden über Neu-Strelitz Richtung Berlin. Die Stadt Berlin war damals schon gesperrt und wir mussten den westlichen Ring benutzen.



Für den Transport waren wir auf die fahrplanmäßigen Züge angewiesen, in denen wir also zusammen mit Zivilisten saßen. Mit Linienzügen sollten wir an die Front gebracht werden!

Am 16. April wurde unser Zug in der Höhe von Niemegek von englischen Jagdbombern angegriffen. Wir fuhren bei Tag und die Dampflokomotive war gut zu erkennen. Die Lok wurde schwer getroffen, dem Kessel entströmte eine riesige Wolke weißen Dampfes. Der Zug kam zum Stehen. Die Jabos flogen noch einen weiteren Angriff und im vorderen Bereich des Zuges gab es viele Tote und Verletzte. Wie fast alle Passagiere sprangen wir sofort aus dem stehenden Zug. Die meisten versuchten, über ein freies Feld ein etwa 100 Meter entferntes Waldstück zu erreichen. Ich glaubte, unter dem Zug sicherer zu sein und verkroch mich dort. Zum Glück drehten die Flieger ab. Beim Abspringen vom Zug oder als ich zwischen Gleis und Zug kroch, verlor ich mein Soldbuch zusammen mit dem Einzelmarschbefehl. Ich war also nun ohne alle Papiere. Als ich den Verlust bemerkte, war mir sofort klar, was das bedeuten könnte. Wurde ich allein aufgegriffen, würde man mich mit Sicherheit der Desertion verdächtigen und mit Deserterteuren machte man kurzen Prozess, wie man an den vielen Leichen sehen konnte, die an den Bäumen hingen. Von nun an musste ich unbedingt darauf achten, immer in der Mitte meiner Einheit zu bleiben. Nur meine Erkennungsmarke war noch ein Nachweis über meine Identität, was aber offiziell nicht ausreichte. Hatte ich bis dahin manchmal mit dem Gedanken gespielt, die Nähe Berlins zu nutzen und mich einfach nach Hause durchzuschlagen, ließ ich diesen Gedanken jetzt endgültig fallen. Wahrscheinlich hätte ich es aber auch unter anderen Umständen nicht versucht. Die Gefahr von eigenen Leuten gefasst zu werden oder letztlich noch in russische Gefangenschaft zu geraten, war viel zu groß.



Brief an die Eltern vom 16. April 1945 mit dem Vermerk „Nachgebühr“

Liebe Mutter 16. 4. 45.

Ich hoffe ab Karim Stern bei, aber ich
 befinde mich augenblicklich in
 Stimmung. Dem Lieben hat über
 Kellern, Augenfragen, Tränen und
 Kwallfing und Gutzig bin ich
 Frau Galandeb. Was ich kann
 weiß ich nicht, vielleicht noch durch
 Burg. Zu recht fallen mir noch
 mehr. Kannst du auf die Anweisung
 Aben den Punkt zu bedacht zu sein. Der bei
 ich kann sein für einige Tage da sein
 Gappant. Nicht mehr die viel
 mein für sein. Abänderung passen wir in
 noch. Passen zu sein. Nicht für
 nicht haben, mir ist die Zeit
 müssen warten. Also
 die Arbeit, das ist
 von ist. Mann ist
 in der. Ich habe
 an alle

Wir sammelten uns in dem nahe gelegenen Niemeck. Ich nutzte die Gelegenheit und schrieb eine Karte an meine Eltern. Sie vermuteten mich ja noch in Ostpreußen. Diese Karte steckte ich am 16. April in einen Briefkasten in Treuenbrietzen. Selbstverständlich ohne Briefmarken, die ich ja gar nicht hatte. Stattdessen schrieb ich wie üblich „Feldpost“ auf die Karte, ohne zu bedenken, dass diese ja immer über eine zentrale Stelle lief, um festzustellen, ob der Betreffende tatsächlich berechtigt war, die kostenlose Post in Anspruch zu nehmen. Es ist kaum zu glauben, aber die Karte kam tatsächlich einige Tage später bei meinen Eltern an. Allerdings mussten sie Strafporto bezahlen, weil ein gültiges Postwertzeichen fehlte. Man sieht, die Post war bis zum Schluss völlig intakt!

Vom nächsten Bahnhof gelangte unser Trupp nach Jüterbog. In Kolonne marschierten wir durch den Ort zum Bahnhof. Es war mittags und auf den Straßen hielten sich auch einige Passanten auf. Plötzlich stoppte vor uns ein Lkw. Aus dem Führerhaus sprang ein Oberleutnant und begann eine Diskussion mit unserem Leutnant. Er versuchte, aus versprengten Truppenteilen eine Einheit zusammenzustellen. Dieser zusammengewürfelte Haufen sollte dann einen Elb-Brückenkopf in der Nähe von Bitterfeld bilden. Da unser Leutnant sich weigerte, wurde der Wortwechsel immer heftiger. Um ihm den Rücken zu stärken, luden wir unsere Karabiner durch bzw. machten die Pistolen schussfertig (ich hatte zu diesem Zeitpunkt nur noch eine Pistole). Für die unbeteiligten Passanten wirkte die Aktion ganz sicher bedrohlich. Immer mehr Leute schauten interessiert zu und ich hörte wie einer rief: „Guck mal, die weigern sich.“

Im Laufe der Auseinandersetzung bekam es unser Leutnant wohl doch mit der Angst. Er wies einen Wachtmeister an, mit sechs Männern dem Oberleutnant zu

folgen. Die letzten unserer Truppe mussten mitfahren. Ich beneidete sie nicht. Aber schon am Bahnhof sahen wir sie wieder. Der Wachtmeister berichtete, dass der Oberleutnant und sein Fahrer ganz offensichtlich in einem stark alkoholisierten Zustand waren. Unter diesen Umständen sah er sich nicht mehr an den Befehl gebunden und kam zurück.

Am 17. April erreichten wir mit Bahn und LKW Dresden. Die Stadt war schon total zerstört und auf dem Bahngelände konnte sich kein Zug mehr bewegen. Von einer Brücke aus sah das Gelände rund um den Hauptbahnhof wie ein umgepflühtes Feld aus. Auf einer Höhe hinter Dresden machten wir eine kurze Rast und kamen auch mit ein paar jungen Mädchen ins Gespräch. Sie fragten uns, warum wir uns nicht schon Zivilkleider beschafft hätten. Außerdem hofften sie, dass die Amerikaner vor den Russen in Dresden wären. Leider sollte es dazu nicht kommen. Das Gespräch zeigt, wie sich die Situation inzwischen verändert hatte. Wenige Monate zuvor hatte das ältere Ehepaar in Ostpreussen noch auf einen Sieg gehofft, jetzt wusste jeder, dass die Niederlage unausweichlich war.

Spätestens hier wurde mir klar, dass wir nicht in Richtung des mir bekannten Senftenberg unterwegs waren. In einem Gespräch erfuhr ich, dass es auch in Niederösterreich einen Ort namens Senftenberg gab. Das war ein Kurort und unser Leutnant war der Meinung, dieses österreichische Senftenberg sei unser Ziel. Schließlich war er ja Österreicher. Für mich steht bis heute fest, dass dieses österreichische Senftenberg nie und nimmer in unserem Marschbefehl gemeint sein konnte. Nach dem Krieg erfuhr ich, dass einige Einheiten der Division noch im Raum Cottbus eingesetzt wurden, es konnte also tatsächlich nur das Senftenberg in der Lausitz gemeint gewesen sein. Zum Glück war

unser Leutnant selbstbewusst genug, bei allen Überprüfungen unseres Marschbefehls, sein Ziel hartnäckig zu vertreten. Damit ersparte er uns die Teilnahme am verlustreichen „Endkampf“. Insgesamt war die Aktion des Leutnant Lilek ohne Zweifel eines Schwejk würdig.

Per Bahn kamen wir dann über Teplitz-Schönau (18.4.) und Libsitz (19.4. 20 km vor Prag) am 20.4. nach Prag. Dort übernachteten wir in der Nähe des Bahnhofs, in einem nur der Wehrmacht zur Verfügung stehenden Heim. Wir hatten zuvor darüber diskutiert, ob es nicht zu gefährlich wäre, an „Führers Geburtstag“ durch Prag zu fahren. Man hatte uns gesagt, die Stimmung wäre explosiv. Weil uns aber keine Fahrzeuge zur Verfügung standen, mussten wir die Bahn nehmen und die führte nun einmal über Prag. Von der Stadt selbst sahen wir nur wenig, denn am nächsten Tag ging es weiter nach Pilsen. Sicherlich war das nicht die direkte Verbindung nach Senftenberg in Österreich, die militärische Lage ließ aber nichts anderes zu. In Pilsen übernachteten wir ganz offiziell in einer Kaserne, in der wir noch Verpflegung und viele Zigaretten erhielten, die ich immer sehr einträglich in Lebensmittel tauschte. Auch hier wurde mir klar, auf welchem gefährlichem Weg wir uns befanden. Beim Frühstück sahen wir, wie draußen mehrere Landser zur Erschießung geführt wurden. Anscheinend hatten sie versucht zu desertieren. Unserem Leutnant war es aber wieder gelungen, die Fahrtroute plausibel zu erklären. Von nun an gab es allerdings keine offiziellen Unterkünfte mehr. In der Nacht vom 22. zum 23. April erreichten wir Klettau und blieben dort über Nacht im Hotel zur „Weißen Rose“. Per Anhalter ging es weiter ins 19 Kilometer entfernte Eisenstein und schließlich noch einmal 10 Kilometer bis Hammern. Das letzte Stück war besonders dramatisch wegen der einsetzenden Massenfucht insbesondere von Schlesiern nach Bayern. Angeblich würden die Russen in das Gebiet der ehemaligen



von Swinemünde nach Hammern
April 1945

Tschechoslowakei einrücken, während die Amerikaner das deutsche Reichsgebiet besetzen würden. Ich erreichte noch knapp einen Militärlastwagen und kletterte über eine Außenleiter, die eigentlich dazu diente, Gepäck nach oben zu bringen, auf das Dach. Dort saßen schon einige Personen und der Fahrer weigerte sich, noch mehr mitzunehmen. So schwang ich mich hoch, als der Wagen bereits angefahren war, und hielt mich während der ganzen Fahrt auf einer Sprosse stehend an der Leiter fest. Es ging stetig bergauf und war eisig kalt bei leichtem Schneetreiben. Die Fahrt schien mir ewig zu dauern. Da ich keine Handschuhe hatte, musste ich mich mit bloßen Händen an den Eisenstäben festkrallen. Gegen Mitternacht kamen wir – unser Trupp hatte auf verschiedenen Fahrzeugen die Strecke zurückgelegt – in Hammern an und nächtigten zunächst in einer Scheune.

Überraschend stellte ich dann fest, dass unser Wachmeister hier zu Hause war. Hier endete unsere gemeinsame Fahrt. Unsere Truppe war inzwischen gehörig dezimiert. Ich habe zwar nicht gezählt, aber bestimmt waren wir, gerechnet vom Ausgangspunkt in Stralsund, nicht mehr vollzählig. Unterwegs hatte sich schon der eine oder andere abgesetzt.

Die nächste Nacht (24./25.4.) verbrachte ich auf einem größeren Hof und schlief zum ersten Mal nach Jahren wieder unter einem Federbett. Zu dritt lagen wir in diesem großen Doppelbett. Ich schlief so fest, dass ich nicht mitbekam, wie sich in der Nacht einer von uns noch mit der Bauerntochter vergnügte.

Am 27. April ging ich zusammen mit einem Kameraden namens Holzapfel zu einem Gehöft, das etwa zwei Stunden entfernt einsam in den Bergen über Hammern lag. Die dortige Bäuerin hieß Frau Denk. Ihr Mann und ihre drei Söhne waren im Feld und sie hatte in den letzten turbulenten Wochen nichts mehr von ihnen gehört.



Unser Berghof in Hammern

Hier in der Einsamkeit der Berge fühlten wir uns sicherer und die Verpflegung war gut. Wir hatten in Pilsen eine große Menge Margarine zugeteilt bekommen, die wir jetzt für Bratkartoffeln gut verwenden konnten.

Auf unserem Berghof waren wir auch bestens mit den aktuellen Nachrichten versorgt. Der Strom für elektrisches Licht und Radioempfang wurde durch ein kleines privates Stauwerk erzeugt. Tagsüber wurde ein kleiner Bach zu einem Teich gestaut. Abends lief er dann ab und trieb einen Generator an, der zwei bis drei Stunden Strom lieferte. So hörten wir Nachrichten und erfuhren vom „Heldentod“ des Führers. Formal waren wir damit von dem Eid entbunden, den wir als Rekrut geschworen hatten. Schließlich waren wir auf die Person Adolf Hitlers verpflichtet worden. Wir sprachen auch kurz darüber, ernsthafte Konsequenzen zogen wir daraus aber nicht.

Am 1. Mai ging ich noch einmal ins Dorf. Lilek und einige andere waren inzwischen aufgebrochen. Am nächsten Tag hörten wir, dass sie von den Amerikanern gefangen genommen wurden. An diesem Abend kam es noch zu einem dramatischen Ereignis. Dem Gehöft näherte sich am Nachmittag ein SS-Unterscharführer. Wir versteckten uns im hinteren Teil des Gebäudes und vereinbarten mit der Bäuerin, dass sie uns verleugnen sollte. Der SS-Mann fragte sie tatsächlich, ob sie zwei Soldaten gesehen habe. Die Bäuerin verneinte und nach einem kurzen Gespräch ging er wieder in Richtung Dorf. Wir glaubten uns in Sicherheit und setzten uns wieder in das Vorderzimmer, von dem wir den freien Bergabhang bis zum Waldrand gut übersehen konnten.

Plötzlich tauchte der SS-Mann wieder auf und steuerte erneut auf das Haus zu. Wir mussten einsehen, dass wir jetzt unmöglich verschwinden konnten, denn er hatte ja unsere Fußspuren im Schnee gesehen. Also bereiteten wir uns auf alle Eventualitäten vor. Ich steckte meine Pistole nur lose und griffbereit in die Hosentasche. Wenn es sein müsste, würde ich schießen. Jetzt zum Schluss wollten wir kein Risiko mehr eingehen. Der SS-Mann betrat das Zimmer und meinte nur trocken, dass er doch gewusst hätte, dass wir noch da waren. Allerdings war er nur zurückgekommen, weil er seine Handschuhe vergessen hatte. Er gehörte zu einer Gruppe, die irgendwo in den Bergen lag und bereit war, gegebenenfalls als Werwolf einen Partisanenkampf gegen die Amerikaner zu führen. Wir taten so, als ob wir uns zu dieser Gruppe begeben wollten und ließen uns den Weg beschreiben. Das hielt den Mann aber nicht davon ab, nach unseren Papieren zu fragen. Holzapfel kramte sie hervor und händigte sie ihm aus. Wenn er jetzt auch noch meine Papiere verlangt hätte, die ich ja bekanntlich nicht mehr besaß, wäre die Situation kritisch geworden. Der Kelch ging aber an mir vorüber, vielleicht merkte er auch die leise Spannung, die in der Luft lag,

und hielt es für ratsam, das Haus wieder zu verlassen. Wir wollten so etwas nicht noch einmal erleben und machten uns danach unverzüglich auf den Weg hinab ins Dorf, wo wir zwei Nächte noch auf einem anderen Hof blieben. Dann rückten die Amerikaner ein. Überall hingen weiße Fahnen und es fiel kein einziger Schuss. Man bot uns Zivilkleidung an. Ich zog mir einen Anzug an, der bei meiner Größe aber weder hinten noch vorne passte. Dann wurde ein Aufruf bekannt, nach dem sich alle Männer im Alter von 16 – 60 Jahren in der Schule melden sollten. Wir mussten einsehen, dass eine Verkleidung uns nicht schützen würde und ich zog meine Uniformfetzen wieder an. Meine Pistole hatte ich schon am Vortag nach Entfernung der Munition in den Fluss geworfen. Ich besaß noch eine zweite, kleine Pistole vom Kaliber 7,65, die unbedingt die Bäuerin haben wollte. Ich überließ sie ihr, weil ich sicher war, dass man sie mir abnehmen würde. Wenn ich an die laschen Körperkontrollen der Amerikaner denke, dann hätte ich diese Pistole nur im Stiefelschaft verstecken müssen, um sie bis zu meiner Entlassung durchzuschmuggeln.

Kurze Zeit später fuhr ein Jeep vor. Im Vorraum des Hauses wurden wir – jetzt nur noch zu zweit – am 3. Mai 1945 festgenommen. Damit endete der Krieg für mich völlig unspektakulär. Ein GI fragte mich sehr höflich, ob er mein silbernes Abzeichen bekommen könne. Er war wohl Sammler von Orden- und Ehrenzeichen. Ich überließ es ihm mehr oder weniger freiwillig. Man fuhr uns zur Schule des Ortes, wo sich inzwischen viele Zivilisten und Versprengte eingefunden hatten. Von dort wurden wir auf einem Laster in stundenlanger Fahrt nach Cham gebracht. So konnten wir uns schon einmal an diese Art des Transports gewöhnen, denn auch alle späteren Transporte erfolgten immer auf der offenen, hinteren Ladefläche eines Lkw, wo 20 bis 30 Männer stehend Platz fanden.